

Leseprobe aus:

Aharon Appelfeld

Auf der Lichtung



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.

Aharon Appelfeld

Auf der Lichtung

Roman

Aus dem Hebräischen von
Mirjam Pressler

Rowohlt Taschenbuch Verlag

Die Originalausgabe erschien 2012 unter dem Titel
«Ad chod haza'ar» im Verlag Kinneret Zmora-Bitan Dvir,
Or Yehuda

Veröffentlicht im Rowohlt Taschenbuch Verlag,
Reinbek bei Hamburg, Juli 2015
Copyright © 2014 by Rowohlt·Berlin Verlag GmbH, Berlin
«Ad chod haza'ar» Copyright © 2012 by Aharon Appelfeld
Zitat S. 154: Martin Buber, «Erzählungen der Chassidim»,
Manesse: 1949, S. 342
Umschlaggestaltung any.way, Hamburg,
nach einem Entwurf von ANZINGER WÜSCHNER RASP, München
Umschlagabbildung plainpicture/Cultura
Satz aus der Apollo MT PostScript, InDesign
Gesamtherstellung CPI books GmbH, Leck, Germany
ISBN 978 3 499 26891 5



Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier
Lux Cream liefert Stora Enso, Finnland.

Auf der Lichtung

I

Mein Name ist Edmund, und ich bin siebzehn Jahre alt. Seit dem Frühling kriechen wir über diese Hügel, die meisten kahl, einige dünn bewaldet. Die Lichtungen sind unser Unglück, aber wir haben gelernt, uns zu tarnen, über die Erde zu robben, Verstecke zu finden und den Feind zu täuschen. Unser Feind weiß, dass er es mit versehrten, aber entschlossenen Menschen zu tun hat, er schickt kampferprobte Soldaten, unterstützt von Gendarmen und verräterischen Bauern. Doch wir sind nicht so leicht unterzukriegen.

Das Tageslicht ist eher hinderlich, aber die Nacht gehört uns. Man muss zwar auch bei Nacht sehr vorsichtig sein, im Lauf der Zeit haben wir jedoch gelernt, welche Vorzüge die Dunkelheit bietet. Am besten ist ein Hinterhalt in einer Sommernacht: Man nimmt jedes Geräusch wahr und ist gespannt wie ein Panther vor dem Sprung.

Am Ende des Sommers hat unser Kommandant beschlossen, dass wir diesen Ort verlassen und in Richtung Sumpfland ziehen würden, zu den Mooren und Seen. Das führt uns von den Feldern und den Plantagen weg, die uns bislang mit dem Lebensnotwendigen versorgt haben, birgt aber einen klaren Vorteil – für den Gegner ist stehendes Wasser eine echte Hürde, und kein Soldat möchte sich durch Sümpfe tasten, weit entfernt von seiner Truppe.

Tagsüber graben wir uns ein, um uns zu tarnen, in der Nacht ziehen wir weiter. Wir kommen langsam, aber stetig voran, jeder Tag bringt uns unserem Ziel näher. In der letz-

ten Nacht konnten wir das Wasser schon riechen, und eine stille Freude erfüllte uns. Aber unsere Aufmerksamkeit darf nicht nachlassen, der Feind ist wachsam und verfolgt uns die ganze Zeit über. Er versucht uns an den Flanken zu umgehen und uns die Wege zum Sumpfland abzuschneiden. Wir überlisten ihn, und wir belauern ihn. Unsere Vorsicht hat sich bewährt, wir haben kaum Verletzte, aber wer kann wissen, wie dieser bittere Kampf enden wird.

Anfang September erreichen wir den Bergrücken, der sich über dem Tanura erhebt, einem langgestreckten See, der von Felsen umgeben ist. Gestern hat unser Kommandant eine erfahrene Gruppe vorausgeschickt, um Flöße zu bauen. Sie sind am angegebenen Ort angelangt, haben Bäume gefällt und alles vorbereitet. Als wir ankommen, erwarten sie uns bereits mit kleinen Flößen, die auf dem Wasser schwimmen.

Einige Kämpfer fahren mit dem ersten Floß los, um das Ufer auf der anderen Seite zu erkunden. Wir beobachten sie, bereit, ihnen Schutz zu bieten und zu Hilfe zu eilen. Die Überfahrt geschieht lautlos. Wir sehen, wie sie anschließend ans Ufer steigen, ausschwärmen und das Gebiet erkunden. Nach ungefähr zwei Stunden geben sie uns das Zeichen, die restlichen Flöße zu besteigen.

Die kleinen Wasserfahrzeuge pendeln hin und her und bringen Menschen und Ausrüstung ans andere Ufer. Unsere Ausrüstung ist im Übrigen nicht gerade spärlich: Hämmer, Messer, Äxte, Sägen, Küchengeräte und Lebensmittel sind darunter. Alles ist sorgfältig verpackt und begleitet uns von einem Ort zum nächsten, unter der Aufsicht von Hermann Cohen, von dem noch die Rede sein wird, wenn es so weit ist.

Nach Mitternacht haben wir die andere Seite erreicht.

Wir merken gleich, dass die Landschaft hier ganz anders ist, der Boden ist mit dichtem Pflanzenwuchs bedeckt und riecht modrig.

2

Seit ich mich der Gruppe angeschlossen habe, bin ich kaum wiederzuerkennen. Der Kommandant hat versprochen, dass wir, wenn wir uns Mühe geben, fleißig trainieren und alle Anweisungen getreulich befolgen, am Ende Kämpfer werden. Kämpfer beklagen sich nicht, sie schonen sich nicht, sondern beißen die Zähne zusammen.

Es ist erst ein Jahr her, da saß ich noch auf der Schulbank, ein mittelgroßer Junge mit Brille und bis zum letzten Schuljahr ein ausgezeichnete Schüler.

Über das letzte Jahr, in dem ich mich in Widersprüche verstrickt habe, möchte ich noch nicht sprechen. Im Lauf der Zeit wird sich alles klären, davon kann man ausgehen, dennoch habe ich meinen Eltern damals großen Kummer bereitet, weil es mit meinen schulischen Leistungen bergab ging.

All die Jahre im Gymnasium hatte ich mit einem guten Zeugnis gegläntzt, war der Stolz meiner Eltern, doch plötzlich verließ mein Leben seine vorgezeichnete Bahn, und ihre stille Freude wich der Schande. Oft wurden sie in die Schule bestellt und standen vor dem Direktor, stumm und ohne ein Wort der Rechtfertigung.

Die Lehrer sprachen mit meinen Eltern über meinen Leistungsabfall, besonders die für Mathematik und Latein.

«Was ist passiert?», fragte mich mein Vater dann verzweifelt und gekränkt.

«Gar nichts», antwortete ich immer.

«Warum lernst du nicht mehr wie früher? Es muss doch irgendetwas passiert sein.»

Der Krieg stand schon vor der Tür. Die Menschen ranneten durch die Straßen und versuchten, der Falle zu entgehen, doch meine Eltern waren in Schwermut versunken. Dass ich mich in der Schule verschlechterte, bekümmerte sie mehr als das, was uns bevorstand. Ich war blind und ohne Mitleid. Mir kam es vor, als steckten meine Eltern tief in ihrer eigenen Welt und versperrten mir den Weg. Ich sagte nichts, doch unfreiwillig streute ich Salz in ihre Wunden.

Nun sind sie weit weg, und ich bin hier. Manchmal glaube ich, dass das, was mir in den letzten Monaten passiert ist, nur ein Erschrecken sein kann, das sich erst in der Zukunft klären wird. Ich werde zweifellos entkommen, deshalb bemühe ich mich, die Befehle auszuführen und ein tadelloser Kämpfer zu werden.

Das Training ist aufreibend. Der Kommandant hat kein Mitleid mit den Schwachen, er verlangt von uns den vollen Einsatz. Wer seinen Anforderungen nicht genügt, bleibt auf dem Stützpunkt und schiebt Dienst in der Küche oder fällt Bäume und bindet die Reisigbündel, die uns als Lager dienen.

Kämpfer, so nennt uns der Kommandant. Wir machen lange Dauerläufe, Hindernisrennen, klettern an Seilen, müssen uns geduckt durch Wälder und Sümpfe bewegen, Lasten schleppen. Mehr als einmal bin ich zusammengebrochen, und ohne die Hilfe der Kameraden würde ich den Anforderungen vielleicht nicht standhalten.

Ich schaue ins Wasser und erkenne mich zu meiner Verwunderung nicht wieder: Mein Gesicht ist voller geworden, die Wangen sind gerötet, meine Schultern breiter. In meinem Bauernmantel aus Schaffell sehe ich eher aus wie ein junger Bursche vom Lande als wie ein Gymnasiast. Auch meine Hände sind hart geworden, und meine Beine haben eine neue Schnelligkeit gewonnen. Ich biege nun Blech und Eisen, zerbreche Stangen und grabe innerhalb weniger Minuten einen Unterstand. Ich weiß nicht, ob meine Eltern mich erkennen und wie sie reagieren würden. Mir macht meine Veränderung insgeheim Freude. Jedes Lob beim Training lässt meine Brust anschwellen, und ich habe das Gefühl, dass ich auch auf dem Schlachtfeld, Auge in Auge mit dem Feind, funktionieren würde, dass der Kommandant zufrieden mit mir wäre.

Das Sumpfland. Ist das ein fester Rastplatz, oder wird dort ein weiterer Marsch beginnen? Vorerst wühlen wir uns durch den dichten Pflanzenwuchs. Mitunter kommen wir nur vorwärts, wenn wir Bäume fällen, um mühsam den Weg frei zu machen. Ich beklage mich nicht, sondern nehme alle Erschwernisse auf mich, als Pflicht und als Sühne. Ich glaube, dass wir eines nicht sehr fernen Tages zu Geschöpfen des Waldes werden und Bäume und Gebüsch uns einhüllen werden wie ein warmer Mantel.

Es ist sinnlos, sich Phantasien hinzugeben, besser reinigt man seine Waffe und repariert die Reste dessen, was von den Schuhen übrig ist. Die Sohlen sind zerrissen, ich binde sie mit Schnüren fest. So ergeht es fast allen. Ohne den nächtlichen Frost wäre alles leichter, aber die Kälte und die Feuchtigkeit plagen uns unaufhörlich. Gott sei Dank knistern die Kohlen und vermögen unsere Kleidung ein wenig zu trocknen.

Anfangs wollte unser Kommandant das Lager noch in derselben Nacht verlegen, aber die Müdigkeit, die sich in den letzten Tagen angestaut hat, zeigt ihm, dass es besser ist, noch einen Tag an diesem Platz zu bleiben, damit wir wieder zu Kräften kommen. Wir wollen das Gebiet erst erkunden und uns später hineinbegeben.

Ich schlafe so lange, wie ich es nicht mehr getan habe, seit ich mein Elternhaus verlassen habe, es ist ein sanfter Schlaf, wie in Watte gebettet, mit hellen Bildern. Zum ersten Mal habe ich meine Eltern gesehen, in weißen Sommerachen standen sie am Ufer des Pruth, wie in jedem Sommer. Ich wollte sie fragen, wo sie jetzt sind, aber die Worte blieben mir im Halse stecken.

Als wir aufstehen, erwarten uns schon eine Kanne Kaffee und Marmeladenbrote. Ich kann mir nichts Besseres vorstellen als ein solches Frühstück, um nächtliche Bilder zu vertreiben und in die Wirklichkeit zurückzufinden.

Nach Kaffee und Brot ist der Morgen frisch und jung. Man ist bereit zu marschieren, schwere Ausrüstung zu schleppen, Pflanzen und Gewässer zu überwinden. Die Kämpfer brauchen vor dem Abmarsch eine zusätzliche Stärkung: ein Glas Wodka. Es hat Tage gegeben, an denen wir alle ein Gläschen tranken, doch nun ist der Vorrat geschrumpft und bleibt den Kämpfern vorbehalten. Aber keine Sorge, bei uns bürgt jeder für jeden.

Als unser Jüngster an Typhus erkrankt ist, haben die Kämpfer eine Apotheke überfallen und alle Medikamente geraubt, die sie erwischen konnten. Das war ein gewagtes Unternehmen. Der Apotheker wohnt mitten im Dorf, und

es bestand die Gefahr, dass die ortsansässigen jungen Burschen sich auf einen Kampf einlassen würden. Doch es ging gut, und seitdem besitzen wir Medikamente und Verbandsmaterial.

Kamil, unser Kommandant, ist ein ganz besonderer Mensch. Mit seiner Größe von ein Meter fünfundneunzig überragt er fast alle anderen. Er hat die Hochschule für Architektur mit hervorragenden Noten abgeschlossen, und ihm ist eine große Karriere vorausgesagt worden, doch der Krieg oder was auch immer hat schließlich einen wagemutigen Kommandanten aus ihm gemacht.

Um es vorwegzusagen: Er ist starken Gemütsschwankungen unterworfen. Es kommt vor, dass er sich in sein Zelt zurückzieht und die Befehlsgewalt seinem Stellvertreter Felix überlässt. Niemand spricht dann von Rückzug, vielmehr davon, dass Kamil das Alleinsein brauche, um auf neue Gedanken zu kommen. Unser Kampf ist schwierig und stellt uns täglich vor neue Gefahren. Der Feind ist listig und versucht stets, uns den Weg abzuschneiden und uns zu überraschen. Kamil ist erfahren im Kampf weniger gegen viele, auch wenn ihm die Anstrengung vermutlich nicht leichtfällt.

Ein asketischer Zug liegt in seinem Gesicht, und man sieht ihm an, dass er unseren Kampf weitsichtig beurteilt. Manchmal setzt er sich hin und unterbreitet uns seine Überlegungen. Dann handelt es sich nicht um alltägliche, sondern um geistige Dinge. Seiner Meinung nach ist unser Kampf nicht leicht zu gewinnen, und neben unserem Training, das wir nicht vernachlässigen dürften, sei es wichtig, unseren Geist zu stärken.

Seine Autorität ist ihm nicht einfach zugefallen. Früher haben Zweifel und Misstrauen zwischen ihm und einigen

der anderen Kämpfer geherrscht. Sie haben behauptet, er habe eine Denkweise wie ein asketischer Mönch, und das könne seine Überlegungen zunichtemachen. Doch es dauerte nicht lange, da bewies Kamil, dass er seine Männer nicht nur anführen, sondern auch Kämpfe bestehen kann, bei denen der Feind in der Überzahl ist.

Außerdem kennt er die Gegend wie seine Westentasche, und mehr als einmal sind wir dem Zugriff der feindlichen Gendarmen entgangen, weil ihm das Gebiet vertrauter war als ihnen. In seiner Kindheit hatte er es geliebt, dort herumzustreifen, zu klettern und stundenlang allein durch den Wald zu streunen. Schon damals hat er sich, ohne es zu wissen, auf seine Aufgabe als Kommandant vorbereitet. Man kann schwer sagen, wer er heute ist: der Kommandant, der seine Untergebenen sorgfältig trainiert, oder der Denker, der jedes seiner Worte wohl überlegt.

Anfangs konnten wir seine Qualitäten nicht einschätzen – er ist zweifellos ein geheimnisvoller Mensch –, doch allmählich haben wir gelernt, seine inneren Kräfte zu schätzen. Einmal, in einem Moment großer Dunkelheit, rief er laut: «Werft den Geist der Niedergeschlagenheit ab. Ein geschändetes Volk kann sich solch einen Luxus nicht leisten.» Schon damals konnten wir beobachten, wie er das mutlose Lager mit beiden Händen hochhob und wieder auf die Beine stellte.

Sein Anderssein und seine große Kraft erkannten wir bei einem unserer Überfälle. Er stellte sich vor den Kämpfern auf und las Verse aus dem Buch der Psalmen. Er las langsam, betonte jedes Wort. Man merkte, dass ihm die hebräischen Buchstaben nicht geläufig waren, doch er gab sich Mühe, den inneren Kern der Worte zu erfassen. Niemand hat sich vorstellen können, dass dieser großgewach-

sene Mann, der jedes Hindernis und jedes Missgeschick in Betracht zieht, uralte Verse vorlesen würde, damit sie seine Männer in einen schweren Kampf begleiten. Aber so ist Kamil, er tut immer das Unerwartete.

Ganz im Gegensatz zu Felix, dem Leutnant: Felix ist klein und breitschultrig, seine Schritte sind kurz, doch er steht mit beiden Beinen fest auf der Erde. Deshalb sieht es zuweilen aus, als trage er mehr Ausrüstung als wir.

Er ist ein vollendeter Kämpfer, obwohl er nie in der Armee gedient hat. Von Beruf ist er Bauingenieur, und die Häuser, die er gebaut hat, sind wie er: klein und stabil. Einmal habe ich gehört, wie er sagte: «Ein Haus ohne Garten ist kein Haus.» Er spricht wenig und erklärt auch nur wenig, selten kommt ihm ein ganzer Satz über die Lippen. Im Gegensatz zu Kamil verbreitet er Ruhe, er geht uns voraus, und wir folgen ihm mit einem Gefühl der Sicherheit. Oft genug sind wir in eine brenzlige Lage geraten. Felix läuft dann zur Höchstform auf. Seine Standfestigkeit, selbst wenn von allen Seiten geschossen wird, und seine Methode des organisierten Rückzugs sind außergewöhnlich. Er handelt entschlossen, ohne laut zu werden und ohne jemanden zu beschuldigen. Es ist nicht leicht, ihm zu folgen, aber wenn man seinen Befehlen gehorcht, fühlt man sich seiner selbst sicher.

Anfangs gab es Meinungsverschiedenheiten zwischen den beiden Anführern. Kamil hat versucht, seinem Stellvertreter seine Ansichten aufzuzwingen, doch Felix erträgt keine Moralpredigten. Über seine eigenen Grundsätze spricht er nicht. Nur einmal konnte er sich nicht beherrschen, er durchbrach seine Schweigsamkeit und sagte: «Meiner Meinung nach darf man philosophische Angelegenheiten nicht mit echten Unternehmen vermischen. Eine kämpfende Truppe kann es sich nicht erlauben, sich mit

dem Glauben zu beschäftigen, solche Dinge muss man bis nach dem Krieg aufheben.» Kamil wehrte sich natürlich gegen eine solche Auffassung. Also kündigte Felix seine Stellung, und Kamil wusste, dass er ohne ihn den Kampf nicht durchführen konnte. Am Ende fanden sie einen Kompromiss: In Glaubensangelegenheiten gestehen sie jedem seinen persönlichen Standpunkt zu.

Doch man darf sich von den Meinungsverschiedenheiten zwischen unseren Anführern nicht täuschen lassen. Auch Felix hat seine Ansichten, selbst wenn sie vielleicht nicht so fest sind wie Kamils, auch er reagiert sensibel auf Worte oder Phrasen. Bei jedem falschen Wort verzieht er das Gesicht. Seine Empfindsamkeit rührt vermutlich von der Musik her. Seit seiner Kindheit hat er Cello gespielt, und oft hören wir ihn leise Bachkantaten singen. Felix stellt sich häufig als einfacher Mensch dar, aber das entspricht nicht der Wahrheit. Tatsächlich kann er tagelang schweigen, doch wenn er eine Meinung ausdrücken will, merkt man schnell, wie genau und konzentriert er ist und dass ihm kein Schatten verborgen bleibt.

4

Doch nun habe ich den späteren Ereignissen vorgegriffen.

Wer aus dem Ghetto geflohen war, hatte das Ziel, so viele Menschen wie möglich zu befreien. Der ersten Welle ist es gelungen, fünf weitere Personen herauszuschaffen. Außerdem haben sie ein etwa zweijähriges Kind mitgenommen, das sie hinter dem Zaun gefunden hatten.

Kamil behauptet, das Kind sei der Glücksbringer der Gruppe und mit seiner Hilfe würden wir Wunder vollbringen. Das Ghetto stand vor der Auflösung, und die Einheit versuchte, unter der Leitung von Kamil und Felix, einen Tunnel zu graben, doch zu ihrem Unglück waren die Wachttürme Tag und Nacht bemannt, und die Scheinwerfer beleuchteten jeden Meter Boden. Dennoch konnten sie ein paar Leute hinausschmuggeln, die auf dem Weg zur Arbeit waren oder schon am Bahnhof standen. Auch ich geriet durch Glück oder durch ein Wunder zu ihnen.

Nun sind wir vierundvierzig. Wir kämpfen um unser Leben, aber unsere große Sorge gilt dem kleinen Jungen. Nach jedem Training und jeder Aktion umringen wir ihn, als wäre er nicht ein Kind, das nicht sprechen kann, sondern jemand, der uns zum Abschied Glück wünscht und uns bei unserer Rückkehr begrüßt. Wir empfinden allein seine Existenz schon als Wunder. Die meiste Zeit des Tages sind seine Augen weit geöffnet, er weint und bittet nicht, doch wenn man ihn berührt, ziehen sich seine Schultern zusammen.

Anfangs sagten wir «Junge» zu ihm, doch nach den Kämpfen nannten wir ihn gelegentlich Milio, und bei diesem Namen ist es geblieben. Er passt sehr gut zu ihm. Milio gibt keinen Laut von sich, nur seine Augen scheinen zu sagen: Mir fehlen die Worte, um euch mitzuteilen, was ich sehe und höre, stellt mir keine Fragen. Aber die Kameraden achten nicht auf seine stumme Bitte, obwohl man merkt, dass ihn ihre Fragen schmerzen.

Einmal kniete einer von ihnen sich zu ihm und fragte: «Wie fühlst du dich, Milio?» Die Schultern des Jungen fielen nach vorne, und er hielt sich mit beiden Händen die Augen zu. Einen Moment lang hatten wir das Gefühl, er

würde in Weinen ausbrechen. Doch wir irrten uns. Er verzog nur die Lippen.

Die meiste Zeit des Tages sitzt er im Zelt. Seltsam, das kleine, stumme Geschöpf, unfähig, einen Ton herauszubringen, erfreut uns durch die kleinsten Regungen. Um die Wahrheit zu sagen, er tut eigentlich nichts, er beobachtet nur alles.

Wenn wir nicht mit Training oder Streifzügen beschäftigt sind, trägt Danzig Milio in einem großen Bauerntuch vor der Brust. Danzig ist unser Riese, er ist ungefähr zwei Meter groß, mit unglaublich breiten Schultern. Manchmal versucht Danzig, Milio zum Lachen zu bringen, aber der Kleine ist verzagt, vermutlich hat er kein Vertrauen zu den Menschen.

Was ihm passiert ist, wie er seine Eltern verloren hat und wie er aus dem Ghetto herausgekommen ist, weiß niemand. Danzig ist überzeugt, dass man geduldig mit ihm umgehen müsse. Seiner Meinung nach wird Milio uns eines Tages sein Geheimnis anvertrauen, man dürfe ihn nur nicht drängen.

Am Abend sitzen wir um ihn herum. Wenn er weinen oder irgendeine Unzufriedenheit zeigen würde, wäre seine Existenz für uns weniger ungewöhnlich. Seine Stummheit dagegen ist ein Rätsel, das von Tag zu Tag größer wird. Zunächst hatten wir noch gehofft, dass er uns eines Morgens mit einem gesprochenen Wort überraschen würde. Doch die Tage vergingen, und Milios Schweigen hielt an, es zeigte sich auch auf seinem Gesicht.

Plötzlich erkrankte er an Typhus. Zwei Wochen lang hatte er hohes Fieber. Danzig hütete das Zelt, in dem der Junge lag, und wir alle waren in Alarmbereitschaft.

Als das Fieber abklang, öffnete Milio die Augen und

schaute uns an. Schwer zu sagen, ob er uns erkannt oder ob er seine verlorenen Eltern gesucht hat. Danzig sprach mit ihm: «Gott sei Dank ist das Fieber gesunken», sagte er, «jetzt wirst du dich besser fühlen.»

Von Tag zu Tag erhellte sich sein Gesicht. Danzig freute sich wie ein Kind und fütterte Milio mit Grießbrei. Fast den ganzen Tag lag der Junge zusammengerollt da und schlief. Der Schlaf tat ihm offenbar gut. Nach zwei Wochen erhob er sich, schaute sich mit klarem Blick um, und wir wussten, dass er alles sah.

Danzig meint, dass Milio ein besonderes Verständnis habe.

«Woher willst du das wissen?», fragt einer der Kameraden.

«Das kann ich nur schwer erklären.»

Manchmal erinnert Milio an ein Geschöpf, das durch ein Wunder überlebt hat, und dieses Wunder war so stark, dass es die wenigen Worte in seinem Mund zum Verstummen gebracht hat. Danzig ist überzeugt, dass Milio ein Geheimnis verbirgt. Es ist schwer, mit einem Riesen wie ihm zu diskutieren.

Wir lieben Milios Schlaf. Über seinem Schlaf schwebt ein feiner, milchiger Dunst, der beweist, dass er noch mit seiner Mutter verbunden ist. Wenn er aufwacht, verkündet Danzig: «Milio ist wach», als würde sich das Wunder erneut zeigen. Seit Danzig den Jungen adoptiert hat, hat er sich selbst verändert. Das stumme Staunen des Jungen spiegelt sich in seinem Gesicht und lässt ihn innerlich leuchten.

Wir sind erst seit ein paar Monaten zusammen, aber manchmal kommt es uns vor, als streiften wir schon seit Jahren durch dieses unwirtliche Land, ohne eine Zukunft vor Augen zu haben. Kamil will keine falschen Hoffnungen

wecken, im Gegenteil, er verlangt von seinen Untergebenen hartes Training, den Schwachen gegenüber ist er jedoch nachsichtig. Manchmal scheint es, als sei es das höchste Ziel unseres Lebens, auf jene aufzupassen, die nicht selbst auf sich achten können.

5

Unser Alltag beginnt um sechs Uhr früh mit Leibesübungen und Dauerlauf. Um sieben gibt es Frühstück. Unterstützt von den älteren Männern, die nicht zu den Kämpfern gehören, bereitet unsere Köchin Zila das Frühstück zu. Auf dem Speiseplan stehen Grießbrei oder Maisbrei, eine Scheibe Brot, mit Marmelade bestrichen, dazu Kaffee oder Tee. Unser Speiseplan ist bescheiden, aber sättigend.

Um acht ziehen wir los zu den Kampfübungen. Kamil achtet auf ordentliches Erscheinen und gereinigte Waffen. Es ist nicht leicht gewesen, die ersten Waffen zu beschaffen, zehn Gewehre, zwölf Pistolen und Handgranaten. Die Waffen ermöglichen uns vorläufig noch keine Konfrontation mit feindlichen Patrouillen. Wir lauern ihnen auf, und manchmal gelingt es uns, sie zu überraschen. Vor einiger Zeit haben wir eine Patrouille angegriffen, zwei Männer wurden getötet, die anderen flohen und ließen sechs Gewehre und eine beträchtliche Menge Munition zurück. So ist unser Arsenal mit einem Schlag angewachsen, und in der Nacht feierten wir zu Ehren dieser Beute.

Ein- oder zweimal in der Woche überfallen wir die Häuser von Bauern. Ehrlich gesagt ist das keine angenehme

Aufgabe. Im Sommer haben wir die Felder und Plantagen geplündert und Obst und Gemüse zu unserem Stützpunkt gebracht. Doch zu dieser Jahreszeit sind die Felder abgeerntet und grau, und nichts ist mehr zu finden. Weil wir keine andere Wahl haben, überfallen wir Häuser, stehlen Nahrungsmittel und Kleidungsstücke und hoffen darauf, dass sich uns weitere Kämpfer anschließen, damit wir irgendwann auch die Militärlager überfallen können.

Inzwischen haben uns das Zusammenleben, das gemeinsame Training und die Überfälle zu einer festen Einheit zusammengeschweißt. Ohne Kamil, der uns nicht erlaubt, blindlings zu handeln, würden unsere Tage wohl ganz normal verlaufen.

Kamil ist kein frommer Mann im üblichen Sinne, aber sein ganzes Wesen strahlt Bewunderung aus: Es kann eine Pflanze sein, eine Blume oder ein Wort. Wenn er aus dem Buch der Psalmen vorliest, laufen uns Schauer über den Rücken. Seine Anweisungen sind einfach und klar, doch manchmal lässt er einen rhythmischen Satz hören, der klingt, als wäre er nicht von ihm, sondern als sei er ihm aus vergangenen Zeiten zugeflossen.

Kamil ist auf die Idee gekommen, Studienabende zu veranstalten, aber ohne Texte ist das schwierig. In den letzten Jahren sind Bücher unsere Hauptbeschäftigung gewesen, doch plötzlich sind wir von ihnen getrennt. Seltsam, in welcher kurzen Zeit wir uns daran gewöhnt haben, ohne sie zu leben. Manchmal, besonders an den Nachmittagen, habe ich das Gefühl, ein Buch in den Händen zu halten. Dann schaue ich mich um und erinnere mich daran, dass ich früher um diese Zeit immer gelesen habe. Ich hatte «Schuld und Sühne» bereits gelesen, bevor wir es in der Schule behandelten. Es hatte mich mitgerissen wie strömendes Was-

ser. Jetzt leben wir ohne Bücher, ohne Hefte, ohne Bleistifte und Füller, als hätten wir unsere innere Welt verloren. Außer dem Buch der Psalmen, das einer der Kämpfer mitgebracht hat, haben wir keine Verbindung mehr zu der Welt, in der wir gestern noch lebten.

Bücher, Bücher, wo sind sie geblieben? Hat es sie einst gegeben? Das höre ich oft, es ist keine Einzelstimme, sondern ein kollektiver Ruf, der von innen kommt. Bücher sind es, die den Unterschied zwischen unserem früheren und unserem heutigen Leben ausmachen. Einer der Kämpfer, ein sensibler Junge, dessen Mundwinkel eine feine Ironie verraten, hat es einmal so formuliert: «Wir sind zur Natur zurückgekehrt. In zwei oder drei Monaten werden wir dem Urmenschen gleichen, wir werden aufhören zu sprechen, wir werden jaulen, wiehern und bellen, und vielleicht ist das gut so.»

Als Kamil das hörte, reagierte er sofort: «Dafür sind wir nicht hierhergekommen. Wir werden auch hier das menschliche Antlitz bewahren und nicht zulassen, dass uns das Böse befleckt. Die Studienabende werden anfangs ohne Texte stattfinden, aber macht euch keine Sorgen, wir werden Bücher finden – egal, wie.»

6

Kamil ist ein Prophet, ohne es zu wissen. An einem unserer Überfälle, als wir, beladen mit Nahrungsmitteln, auf dem Rückweg zu unserem Stützpunkt waren, sahen wir ein jüdisches Haus, das von Dorfleuten aufgebrochen worden

war. Als wir es betraten, erwartete uns eine große Überraschung: Alle Möbel und Geräte waren aus dem Haus geräumt worden, die gesamte Bettwäsche ebenfalls, doch in zwei Nischen standen noch Regale mit zahlreichen Büchern. Kamil befahl uns sofort, jeder solle mindestens zehn Bücher nehmen, und so fielen uns eine hebräische Bibel in die Hände, eine Übersetzung der Bibel ins Jiddische von Jehoasch und eine Lutherübersetzung ins Deutsche, ein prachtvolles Gebetbuch, ein altes Festgebetbuch und daneben viele andere kostbare Bücher. Sie waren schon leicht angeschimmelt, aber noch intakt.

Bei unseren Überfällen kommen wir bisweilen an einem verlassenem jüdischen Haus vorbei. Die meisten dieser Häuser sind mittlerweile von Ruthenen bewohnt und haben sich verändert, aber manchmal sieht ein Haus noch aus wie früher. Die neuen Bewohner tragen die Kleidung der vorigen, doch ihr Aussehen kann uns nicht lange täuschen.

Bei einem Streifzug ist Salo auf das Haus seines Onkels Herzig gestoßen: ein geräumiges und von vielen Lichtern erhelltes Haus. Es war kurz vor Sonnenaufgang, und wir befanden uns gerade auf dem Rückweg. Salo war ganz aufgeregt bei dem Anblick und bat Felix, nachzuschauen, was noch übrig geblieben war.

Den jetzigen Bewohnern, die von uns überrascht wurden, befahlen wir, sich auf den Boden zu setzen. Felix verkündete ihnen sogleich, wir seien Partisanen, und forderte von ihnen einen Beitrag für unsere kriegerischen Bemühungen.

«Wir haben nichts», sagte der Familienvater.

«Das Haus ist voller schöner Möbelstücke und teurer Lampen, und du sagst, du hast nichts?»

«Nehmt euch Möbel, wenn ihr wollt», sagte er, um uns reinzulegen.

«Möbel brauchen wir nicht. Wir möchten Bettwäsche, warme Kleidung, Decken. Wem gehört eigentlich dieses Haus?»

«Mir.»

«Hast du es geerbt?»

«Genau.»

«Und wenn jemand behauptet, das sei ein jüdisches Haus und du hättest dich einfach reingesetzt, was sagst du dann?»

«Dann sage ich, dass das nicht stimmt.»

Felix diskutierte nicht weiter. Er gab Anweisung, alles zu durchsuchen.

Das Haus war voller städtischer Kleidungsstücke, Decken und Federbetten, und im Esszimmer befanden sich vornehme Gegenstände: Kerzenhalter, eine Besamimbüchse und eine Spardose des Keren Kajemeth. Schon lange hatten wir keine Kleidung mehr gesehen, die Juden gehört hatte. In den Schränken hing noch der Geruch nach Mottenkugeln.

Salo zitterte. Er war in den Pessachferien hier gewesen, um sich auf das Semesterexamen vorzubereiten und die Zeit mit seinen Cousins zu verbringen. Es waren wunderschöne Tage gewesen, voller vertraulicher Gespräche und langer Ausflüge den Fluss entlang, mit ein bisschen Jüdischkeit, die ihm sinnvoll erschien.

Wir füllten vier Säcke mit Kleidung und Decken und legten auch noch die Kerzenständer, die Besamimbüchse und die Keren-Kajemeth-Dose dazu.

«Warum nehmt ihr uns unsere Kleider weg?», fragte der Familienvater ängstlich.

«Das sind nicht deine Kleider.»

«Doch, sie gehören mir.»

«Wenn du nicht aufhörst zu lügen, werden wir dich bestrafen. Vergiss nicht, wir sind Partisanen und kämpfen um unser Leben, und wer sich uns in den Weg stellt, dessen Blut komme auf sein Haupt.»

Dann wollte Felix wissen: «Wo sind die Bücher?»

«Ich habe keine Bücher.»

«Wenn du uns nicht sofort sagst, wo ihr die Bücher hingebraucht habt, zünden wir das Haus an.»

«Habt Erbarmen mit mir und meinen Kindern.»

«Wir werden Erbarmen haben, wenn du uns zeigst, wo die Bücher sind. Es hat hier viele Bücher gegeben.»

«Ich habe sie verbrannt.»

«Warum hast du sie verbrannt?»

«Ich habe nichts mit ihnen anfangen können.»

«Wo hast du sie verbrannt?»

«Hinter dem Pferdestall.»

Felix ließ nicht locker. «Du brutaler Kerl. Zeig uns, wo du sie verbrannt hast.»

«Bring mich nicht um. Ich habe fünf Kinder.»

Zwei der Kämpfer begleiteten ihn hinter den Pferdestall. Im Aschehaufen lagen noch einzelne Seiten. Salo brachte ein halbverbranntes Blatt, auf dem die Worte «Danken wir dir, G'tt, lebender König ...» zu lesen waren.

Wir zogen uns nach den Regeln zurück, die wir gelernt hatten, und es war gut, dass wir so vorsichtig waren. Denn kaum hatten wir uns zwei-, dreihundert Meter entfernt, da kamen der Bauer und seine großen Söhne aus dem Haus, Nachbarn schlossen sich ihnen an, und sie begannen, auf uns zu schießen. Felix befahl uns, die Waffen zu nehmen und sie anzugreifen. Es dauerte nicht lange, bis das Feuer erlosch. Felix gab sich damit nicht zufrieden. Er befahl uns, das Haus anzuzünden, und das taten wir.